

dot
books

Marie
Klausen



Das
GEHEIMNIS
der
ROSEN
KREUZERIN

ROMAN

Zusammenhang stand und sie bis eben noch beschäftigt hatte, war restlos ausgelöscht. Die Müdigkeit hatte einer stählernen Konzentration Platz gemacht.

Als Marta drei Stunden später vollkommen geschafft und durchgeschwitzt den OP-Saal verließ, leuchtete die Sonne bereits durch die hohen Krankenhausfenster, brach ein neuer Tag an, auch für das vierjährige Mädchen, das Dank ihr weiterleben würde.

Marta freute sich schon auf eine heißkalte Dusche, während sie dem mit weißen und roten Kacheln gefliesten Klinikflur folgte. Aber die Erfüllung dieses Wunsches musste sie erst mal verschieben. Denn vor ihrem Dienstzimmer erwartete sie eine Frau, Mitte dreißig, streng gescheiteltes Haar mit einer ovalen Brille, Katharinas Klassenlehrerin. Der frühe Besuch konnte nichts Gutes bedeuten. Mit klopfendem Herzen ging Marta auf sie zu. Plötzlich fühlte sie wieder das Blei in den Knochen, diese verfluchte Müdigkeit, die ihr Leben zu beherrschen begann, als flöbe ihr jemand pausenlos Valium ein.

Mit professionellem Lächeln hielt sie auf die Besucherin zu. Ihre zielstrebigem Schritte hallten energisch. »Guten Morgen, Frau Hiller, was führt Sie zu mir?«

Der Lehrerin war sichtlich unangenehm, was sie ihr mitzuteilen hatte. »Was soll ich lange um den heißen Brei reden. Wissen Sie, dass Ihre Tochter die Schule schwänzt?«

Die Mitteilung traf Marta wie ein Schlag in die Magengrube. Sie mobilisierte all ihre Selbstbeherrschung, um sich nichts anmerken zu lassen, und bat die Lehrerin in ihr Zimmer.

Auf dem grünen Linoleumboden stand ein einfacher Holzstuhl hinter einem weiß gestrichenen Schreibtisch, auf dem sich der übliche Computer langweilte. Davor waren zwei mit braunem Kunstleder bezogene Polsterstühle postiert. Eine Liege und ein Arzneischrank komplettierten den spartanisch eingerichteten Raum. Keine Pflanze zierte das Fensterbrett, im Grunde enthielt das Zimmer nichts Persönliches.

Dass die Lehrerin auf dem Patientenstuhl saß, half Marta zumindest äußerlich, sich gelassen zu geben. Sie ließ sich alle Fehltage Katharinas aufzählen und die Veränderung, die mit ihrer Tochter vorging, minutiös beschreiben. Überraschung empfand sie nicht, denn alles, was die Lehrerin schilderte, beobachtete auch Marta an ihr, ohne es sich freilich eingestehen zu wollen. Es stimmte sie nur unendlich traurig. Beim Zuhören verwandelte sich ein fröhliches und freundliches Mädchen zusehends in einen düsteren und ruppigen Teenager. Nach der etwa halbstündigen Unterredung verabschiedete sie sich mit professioneller Freundlichkeit, hinter der sie ihre Erschütterung verbarg. Kaum hatte sie die Tür hinter der Lehrerin geschlossen, da kamen ihr auch schon die Tränen. Ihr Sohn urinierte ins Bett, und ihre Tochter schwänzte die Schule. Erfolgreicher konnte man in Sachen Erziehung kaum sein. Sie warf sich vor zu versagen. Wie gern würde sie jetzt nach Hause, zu ihren Kindern gehen. Eine so elementare Sehnsucht hatte sie in ihrem Leben noch nie empfunden. Aber nun begann erst einmal die reguläre Tagesschicht, die quälende zehn Stunden dauern würde. Wenn sie nach aufreibender Parkplatzsuche gegen 18 oder 18.30 Uhr ihre Wohnung betreten würde, blieb kaum noch Zeit, um die Probleme ernsthaft anzugehen. Sie unterdrückte einen Fluch. Wie sollte sie diesen Teufelskreis nur durchbrechen?

Ein Blick auf die Uhr verriet ihr, dass Katharina jetzt für Benjamin und für sich selbst Frühstück machen und ihren Bruder anschließend in die Privatschule bringen würde. Was

sie danach unternehmen würde, das wusste Marta seit heute Morgen nicht mehr. Ein Abgrund der Ratlosigkeit hatte sich vor ihr aufgetan. Den Impuls anzurufen, um ihre Stimmen zu hören, ließ sie verebben, denn sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Das Gefühl, dass ihre Kinder ihr langsam, aber unaufhaltbar entglitten, schnürte ihr die Kehle zu. Dabei schien die Lösung sehr einfach zu sein, sie benötigte einfach mehr Zeit.

Als Chirurgin in der Unfallklinik für Kinder, die notorisch mit Ärzten unterbesetzt war, konnte sie davon allerdings nur träumen. Andererseits brauchte sie den Job und die bezahlten Überstunden, da ihr geschiedener Mann, der Schönheitschirurg Prof. Dr. Alexander Rubin, nur den vom Gericht festgelegten Satz zahlte. Nicht aus Armut oder Geiz, vielmehr aus Berechnung überwies er das Geld immer so spät wie möglich, außerdem nie vollständig, stets fehlte ein gewisser Betrag, den sie dann mühselig nachfordern musste. Rubins teurem Anwalt war es im Scheidungsprozess nicht gelungen, ihr das Sorgerecht zu nehmen. Nun versuchte ihr Exmann, mittels Zermürbungstaktik neue Fakten zu schaffen. Er wollte die Kinder – ganz gleich, welche Mittel er dafür anwenden musste – aus reinem Narzissmus. Sollte Katharina noch einmal den Unterricht schwänzen, hatte die Lehrerin gesagt, müsse sie das Jugendamt verständigen. Und das war genau das, worauf Prof. Dr. Rubin wartete. Er hatte eine unentrinnbare Falle aufgestellt. Und sogar ihre eigene Mutter stand auf der Seite ihres Exmannes. Es war ein Elend.

Sie hielt inne, ging zum Waschbecken und blickte in den Spiegel. Das verheulte, aber immer noch mädchenhaft wirkende Gesicht einer vierundvierzigjährigen Frau starrte ihr daraus entgegen. Tränen waren in ihrem Alter einfach indiskutabel, entschied sie, und wusch sie weg. Ihr Verstand setzte ein, und sie tadelte sich wegen des hysterischen Ausbruchs. Schließlich existierte für alles eine Lösung, wenn man nur gründlich genug nachdachte und sich nicht dunklen Emotionen überließ. Ja, sie brauchte Zeit für ihre Kinder. Sie konnte nicht auf den Urlaub warten, in der Hoffnung, dann alles in Ordnung zu bringen, weil es dann vielleicht zu spät dafür war. Was nützte es, fremde Kinder zu retten, wenn ihre eigenen Kinder dafür den Preis bezahlten? Opferte sie ihrem Idealismus das Glück ihrer Kinder, wie ihr ihre Mutter beim letzten Streit vorgeworfen hatte? Auch dieser Vorwurf war nur eine andere Formulierung für den Hohn ihres geschiedenen Mannes, der vor dem Scheidungsrichter böse behauptet hatte, dass sie selbstsüchtig selbstlos wäre. Sie griff zum Telefon, um Katharina ans Herz zu legen, in die Schule zu gehen. Auch wenn das vermutlich nicht zum Erfolg führen würde, wollte sie nichts unversucht lassen. Auf einen kleinen Disput am Telefon hatte sie sich eingestellt, nicht aber darauf, dass sie beim Anrufbeantworter landen würde, weil Katharina entweder mit Benjamin schon aufgebrochen war oder einfach nicht ans Telefon ging. Sie legte den Hörer auf. Es klopfte an der Tür. Frech, verspielt, unbekümmert. Sie wusste, wem der grazile Fingerknochen, der an die Tür getrommelt hatte, gehörte. So klopfte nur einer an. Deshalb versteckte sie noch den kleinsten Rest einer Gefühlsregung hinter einem gleichmütigen Gesichtsausdruck. »Herein«, rief sie kühl.

Karl betrat den Raum, wie einer Arztserie des deutschen Fernsehens entstieg: überbezahlt, makellos und mit einer gefährlich dummen Ausstrahlung. »Danke, dass du für mich eingesprungen bist. Ich hatte eine Autopanne«, sagte er und ließ zweiunddreißig extrageweißte Zähne aufblitzen. Sie spürte, dass der Schönling sie anlog. Wahrscheinlich

hatte er mal wieder nicht aus den Federn gefunden und sich darauf verlassen, dass Marta seine Bereitschaft übernehmen würde, die immer und ewig hilfsbereite und engagierte Marta.

Sie schluckte. Die primitive Lüge beleidigte ihre Intelligenz. Hatte er es nicht einmal mehr nötig, sich etwas mehr Mühe zu geben, um sie hinter Licht zu führen? Im ersten Moment wollte sie ihn fragen, was es für das vierjährige Mädchen bedeutet hätte, wenn auch Marta nicht zu erreichen gewesen wäre. Aber ein Blick auf den schlanken jungen Mann mit den dichten schwarzen Haaren, der teuren Titanbrille und dem solariumgebräunten Gesicht überzeugte sie von der Nutzlosigkeit eines moralischen Appells. Er würde auf der Kinderunfallstation nur die notwendigen sozialen Meriten einsammeln, um anschließend Karriere zu machen. Ein Halbgott in Weiß. Genauso hatte es ihr Exmann auch gehalten, nur dass sie beide zuvor für *Ärzte ohne Grenzen* gearbeitet hatten, bevor er seine gutgehende Praxis für Schönheitschirurgie an der Elbchaussee eröffnete. Beim Medienpöbel, der immer irgendeine Verschönerung benötigte und dank sprudelnder Gebühren dafür exorbitant gut zahlte, machte es sich besonders gut, wenn Alexander Rubin mit seinem sozialen Engagement prahlte. Von einem Mann, der farbigen Babys das Leben gerettet hatte, geliftet zu werden, war fast so, als hätte man selbst afrikanische Kinder vor dem Tod bewahrt.

Diese Bigotterie hatte ihre Liebe erdrosselt. Und Karl war aus dem gleichen Holz geschnitzt wie ihr Exmann. Ihr kam ein besserer Einfall. Sphinxhaft lächelte sie ihn an. »Keine Ursache, Karl. Habe ich gern getan. Aber weißt du, was ich jetzt mache?«

»Einen Kaffee mit mir trinken gehen? Du bist natürlich eingeladen. Sogar auf zwei Kaffee«, grünte er wie ein Gebrauchtwagenhändler.

Arschloch, dachte sie und zog ihren Kittel aus. »Nein. Ich schaue jetzt noch einmal zu der kleinen Prinzessin. Kannst ja mitkommen, wenn du willst. Und dann gehe ich nach Hause, weil du sicher gern meine Schicht übernimmst.« Sie hatte es in einem Ton gesagt, der keinen Widerspruch zuließ. Dem Schönling fiel die Kinnlade herunter. Das interessierte sie schon nicht mehr, es zog sie nur noch mit einer existenziellen Gewalt, die sie nie zuvor erlebt hatte, zu ihren Kindern.

Kapitel 3

Das bisschen Schnee, das sich draußen auf die Wege und die Straßen verirrt hatte, verwandelte sich schon wieder in eine grau-schwarze Masse, aus der wie durch ein Wunder noch kleine weiße Flächen aufleuchteten, als hätte der Schmutz vergessen, sie sich einzuverleiben. Beim Verlassen der Klinik verunsicherte sie wieder der Traum, der ihr noch immer durch den Kopf ging. Sie war noch nie in Straßburg gewesen, wieso also dann in ihrem Traum? Hinzu kam, dass der beeindruckende Dominikaner, den sie im Schlaf gesehen hatte, völlig dem Klischee des sadistischen Inquisitors widersprach, das sich aus irgendeinem unerfindlichen Grund bei ihr festgesetzt hatte. Allerdings interessierte sie sich auch nicht sonderlich dafür. Das Fach Geschichte hatte sie als Schülerin gehasst, und auch heute verschwendete sie ihre Zeit nicht mit Vergangenen. Hielt die Gegenwart nicht mehr als genug an Aufgaben bereit? Die Toten sollten für sich selber sorgen, Marta Luther hatte mit ihren kleinen Patienten mehr als genug zu tun. Gerade dadurch, dass der Traum wie eine Erinnerung an etwas Selbsterlebtes wirkte und Menschen in ihm vorkamen, von denen sie zwar noch nie etwas gehört hatte, die ihr aber dennoch vertraut vorkamen, vertraut wie ihre Kollegen und vertraut auch wie – sie schreckte zunächst vor dem Gedanken zurück, vermochte ihn aber dennoch nicht abzuschütteln – ja, vertraut wie sie selbst, ließ er sich nicht so einfach abschütteln. Nicht wie ein Nachtgespinnst, sondern wie eine Botschaft erschien er ihr. Doch von wem und wofür? Sie rieb sich verstohlen die Augen und gähnte etwas gekünstelt.

Der Weg durch das morgendliche Hamburg kam ihr überraschend fremd vor. Als befände sie sich in einer anderen Stadt. Ein einsamer Opel hatte offensichtlich den gleichen Weg wie sie. Kurz nachdem sie den Klinikparkplatz verlassen hatte, war ihr der Wagen aufgefallen, der in gleichbleibendem Abstand hinter ihr blieb. Wenn sie sich für bedeutend oder reich hielt, wäre sie vielleicht auf den Gedanken verfallen, dass ihr jemand folgte. Aber wer sollte sich dieser Mühe unterziehen? Die einzige halbwegs plausible Erklärung, die ihr einfiel, war, dass ihr geschiedener Mann einen Privatdetektiv engagiert hatte, um Beweise dafür zu sammeln, dass sie nicht in der Lage wäre, ihre Kinder zu erziehen. Sie entschied sich, lieber an einen Zufall zu glauben. Zudem hätte er sicher keinen derartigen Stümper engagiert, dessen Verfolgung selbst ihr auffallen musste.

Die wieder aufflackernde Sorge um ihre Tochter verdrängte den Opelfahrer jedoch schnell. Irgendwo hier draußen trieb sich Katharina herum. Und es gab gefährliche Ecken in der Stadt. Kreuzgefährlich sogar für ein überhebliches und zutiefst verunsichertes Mädchen wie ihre Tochter. Siedend heiß wurde ihr bewusst, welcher Gefahr Katharina sich aussetzte und dass es möglicherweise ihre letzte Chance war, die wuchernden Probleme in den Griff zu bekommen. Ihr Instinkt warnte sie, diese Chance ungenutzt verstreichen zu

lassen. Es war höchste Zeit, eine Entscheidung zu treffen.

Sie griff nach dem Handy und wählte die Nummer des Stationsarztes. »Hallo Gerd, ich brauche dringend eine Woche Urlaub«, sagte sie ohne Umschweife.

»Das geht nicht! Wie stellst du dir das vor?«, hörte sie ihn mit aufsteigender Panik in der Stimme.

Er würde wie immer versuchen, sie moralisch unter Druck zu setzen, was bei ihr der einfachste Weg war, weil die Argumente Verantwortung und Pflicht sie stets entwaffneten. Doch diesmal hielt die Angst um ihre Tochter ihr Denken in eisernem Griff. »Doch, Gerd, das geht. Diesmal muss es gehen! Ich bin in einer Woche zur Frühschicht wieder im Krankenhaus«, beendete sie das Gespräch und atmete erleichtert aus. Unmittelbar darauf klingelte das Handy. Marta brauchte nicht aufs Display zu schauen, um zu wissen, dass ihr Chef versuchen wollte, sie umzustimmen. Um am Ende nicht doch seinen Argumenten, Appellen und Versprechungen zu erliegen, nahm sie den Anruf erst gar nicht an, sondern schüttelte nur den Kopf und gab unwillkürlich Gas.

Ein Versuch, wenig später ihre Tochter zu erreichen, schlug fehl. Im Grunde hatte sie nichts anderes erwartet. Also hinterließ sie auf Katharinas Mailbox die dringende Bitte um Rückruf. Dann rief sie die Lehrerin an, die ihr mitteilte, dass ihre Tochter auch heute nicht zum Unterricht erschienen sei. In der Sorge, die Lehrerin könnte ihre Drohung, dem Jugendamt Mitteilung zu erstatten, in die Tat umsetzen, griff sie zu einer Lüge und erklärte, sie befinde sich auf dem Weg nach Hause, was stimmte, weil ihre Tochter erkrankt sei, was eindeutig nicht stimmte. Von einer vagen Hoffnung getrieben, erkundigte sie sich möglichst beiläufig, ob ein anderer Junge oder ein anderes Mädchen mit Katharina gemeinsam die Schule geschwänzt hätte. Die Lehrerin verneinte und wünschte Katharina gute Besserung. Marta bedankte sich automatisch, denn ihre Aufmerksamkeit galt bereits wieder ihrer Tochter. Katharina war somit entweder alleine oder mit Leuten unterwegs, die sie, Marta, nicht kannte und über die sie nicht das Geringste wusste. Das gefiel ihr überhaupt nicht.

Vor ihrem Haus angekommen, stellte sie überrascht fest, wie leicht es um diese Zeit war, einen Parkplatz zu finden. Beim Aussteigen fiel ihr auf, dass sie fast einen halben Meter vom Bürgersteig entfernt geparkt hatte. Wenn ihr das sonst passierte, rangierte sie gewöhnlich so lange, bis sie perfekt stand, doch heute nahm sie es lediglich desinteressiert zur Kenntnis. Sie hoffte inständig, ihre Tochter zu Hause anzutreffen. Das hielt sie, je näher sie ihrer Wohnung kam, sogar für sehr wahrscheinlich, schließlich konnte Katharina nicht damit rechnen, dass Marta jetzt schon nach Hause käme. Sie redete sich sogar ein, dass die Wohnung aus Katharinas Sicht der sicherste und attraktivste Ort sein musste. Was sollte sich das Mädchen dem nasskalten Erkältungswetter aussetzen?

Mit schnellen Schritten stürmte sie die zwei Treppen hoch, angelte auf dem Weg nach oben die Schlüssel aus ihrer schwarzen Lederhandtasche, schloss die mit der Zeit nachgedunkelte schwere Holztür mit dem Spion auf Brusthöhe auf und betrat die Wohnung. Sie nahm sich vor, nicht zu schimpfen und ruhig mit der Tochter zu reden. Aber Katharina war nicht da. Die Enttäuschung machte Marta hilflos und die Hilflosigkeit zornig.

Die Teller und Becher in der Spülmaschine verrieten ihr, dass ihre Tochter das